

BUZZWORD



Wenn Sie sich richtig unbeliebt machen wollen, dann plaudern Sie einfach mal im Bus oder in der Kneipe lautstark darüber, welche Helden in „Avengers: Endgame“ das Zeitliche segnen oder wie „Game of Thrones“ endet. Dabei ist es irrelevant, ob Sie tatsächlich die Wahrheit erzählen, es reicht, den Eindruck zu vermitteln, Sie wüssten Bescheid. Die Reaktionen Ihrer Mitmenschen sollten deutlich und alles andere als dankbar sein. Sie haben nämlich „gespoilert“.

„Spoilern“ kann man mit „den Spaß verderben“ am ehesten ins Deutsche übersetzen. Gemeint ist damit, dass Sie einer Person oder Gruppe ohne Vorwarnung erzählen, wie die Handlung von Büchern, Filmen oder Serien verläuft. Dabei ist es egal, ob Sie mit Absicht „spoilern“ oder Ihnen der Name des Mörders nur rausgerutscht ist.

Der gemeine „Spoiler“ ist kein neues Phänomen. Bereits 1962 erschütterte diese Form des Geheimnisverrats Deutschland. Der Kabarettist Wolfgang Neuss hatte via Zeitungsanzeige vorab den Mörder aus der erfolgreichen Durbridge-Krimiserie „Das Halstuch“ verraten, um Werbung für seinen Kinofilm zu machen. Das kam in der Bundesrepublik nicht gut an.

In den 1990er-Jahren übte sich Sat.1 im „Spoilern“. Auf dessen Teletext-Seite verriet die Fernsehschaffenden den Namen des Mörders aus der Serie „Twin Peaks“ – die damals bei RTL lief. Schlechter Stil.

Heutzutage gehört es zum guten Ton, vor etwaigen Spoilern zu warnen. So findet sich bei vielen Kino- und TV-Kritiken inzwischen am Anfang immer ein Hinweis, ob entscheidende Punkte der Handlung im Text verraten werden. Und so machen wir es hier jetzt auch: Spoileralert! Ich verrate Ihnen jetzt etwas, was Sie unbedingt zu „Avengers: Endgame“ wissen sollten. Der Marvel-Film hat keine weitere Szene nach den Endtiteln. Sie müssen also nicht bis zum bitteren Ende im Kino sitzen bleiben.

Sehen Sie, manche Spoiler können auch etwas Gutes haben. *Denis Krick*

HACK & APP

Budgetkontrolle im Play Store

Google erweitert die Möglichkeiten zur Kostenkontrolle im Play Store. Besitzer von Android-Smartphones und -Tablets können dort künftig ihr monatliches Budget für den Kauf von Apps, Spielen, Filmen, Büchern oder Musik festlegen: Dazu einfach aufs Menüsymbol tippen und zu „Konto/Bisherige Käufe/Budget festlegen“ navigieren. Dort lässt sich dann der gewünschte monatliche Maximalbetrag eintragen und abspeichern. Fortan wird bei jedem Kauf eine Meldung angezeigt, die darüber informiert, ob man noch im Rahmen des Budgets ist.

Überleben im Freien: „SAS Survival Guide“

Wie entfacht man ohne Feuerzeug Flammen? Welche Pflanzen kann man essen? Wie überstehe ich eine kalte Nacht im Freien? Für Menschen, die in der Natur das Abenteuer suchen, kann die „SAS Survival Guide“-App zum Lebensretter werden – wenn das Smartphone im Ernstfall noch läuft. Von britischen Soldaten entwickelt, gibt die englischsprachige App Zugriff auf Überlebensstipps.

Info Die Vollversion kostet ein paar Euro, die Lite-Version gibt es gratis bei iTunes und im Google Play Store.



Der 17 Jahre alte Österreicher Benjamin Hadrigan. Mit Instagram und Snapchat spielend lernen – für viele Jugendliche klingt das wohl sehr verlockend. Hadrigan veröffentlicht in seinem Buch „#Lernsieg: Erfolgreich lernen mit Snapchat, Instagram und Whatsapp“ entsprechende Tricks. FOTO: LUKAS BECK/EDITION A/DPA

So lernt man mit Social Media

Wie man die jeweiligen Apps im Detail nutzt, hängt davon ab, welcher Lerntyp man ist. Hadrigan unterscheidet in seinem Buch zwischen auditiven, kommunikativen, motorischen und visuellen Lerntypen.

■ **Instagram** ist für Hadrigan ein „absoluter Experte darin, extrem vereinfacht durch Bilder, Videos und Storys zu kommunizieren“. Es eignet sich daher vor allem für die erste Phase des Lernprozesses.

■ **Snapchat** „ist wie geschaffen für das Abfragen des Stoffes“ – wenn man zusammen mit einem Partner lernt. In der App sieht man dann zum Beispiel, wie lange der Lernpartner zum Beantworten der Fragen braucht.

■ **Whatsapp** ist das „perfekte Tool“ für alle, die gern – eher oldschool – in Gruppen lernen. Durch Videoanrufe kann man sich gegenseitig unterstützen.

Mit Hashtag zum Lernsieger

Ablenkung durch Social Media gilt oft als Grund für schlechte Schulnoten. Nicht bei Benjamin Hadrigan: Mithilfe von Whatsapp und Co. will er anderen Schülern beibringen, wie man richtig lernt

Von Anna Schughart

Benjamin Hadrigan ist wütend. Für ihn ist das alles nicht irgendein x-beliebige Alltagsrägeln. Nein, wenn Hadrigan über das Schulsystem spricht, kann der 17-Jährige sich in Rage reden. „Das ist furchtbar“, sagt er dann etwa. Dabei müsste er sich eigentlich nicht mehr um die Tücken des Schulsystems scheren. Er selbst hat das Problem für sich gelöst. Vor ein paar Jahren, zu Beginn seiner Zeit am Gymnasium, war der Österreicher noch ein „Schulversager“, der nur schlechte Noten schrieb. Bis er eines Tages beschloss, eine Eins zu schreiben. Eine Lehrerin, so erzählt er, habe ihn ausgelacht und gesagt, das könne er nicht, er sei zu dumm. Das weckte seinen Ehrgeiz. Mittlerweile schreibt Hadrigan nur noch Einsen, studiert gleichzeitig Wirtschaftsrecht und hat nebenbei ein Buch geschrieben. Es soll anderen Schülern helfen.

Denn das Problem ist nicht der Stoff. Nein, die Ungerechtigkeit, sagt Hadrigan, sei, dass viele Schüler nicht wüssten, wie man richtig lernt. Beibringen würde es ihnen niemand – weder in deutschen Schulen noch in österreichischen. Stattdessen würden Millionen in die Nachhilfe fließen und die Schüler

„zu 70 Prozent die Schule hassen“, wie er sagt. Hadrigan will sie stattdessen dort abholen, wo sie schon sind: in den sozialen Netzwerken.

„#Lernsieg. Erfolgreich lernen mit Snapchat, Instagram und Whatsapp“ heißt folglich der volle Titel seines Buches. Während Pädagogen und Bildungswissenschaftler noch über die Chancen und Gefahren von sozialen Netzwerken im

„Man muss sich einen virtuellen Ort erstellen, an dem keine Ablenkung ist

Benjamin Hadrigan, Schüler und Buchautor

Unterricht diskutieren, erklärt Hadrigan anschaulich sein Lernkonzept. Zuerst, sagt er, muss man herausfinden, welcher Lerntyp man ist. Behält man etwa mehr, wenn man sich den Stoff durch Bilder visualisiert, ihn mit anderen durchspricht oder etwa hört? Im zweiten Schritt kann man die Stärken der jeweiligen Social-Media-Plattformen

nutzen, um den Lernstoff zu verinnerlichen.

Lernen mit dem Social-Media-Trio

Wenn sich der Schüler zum Beispiel auf eine Lateinklausur vorbereitet, nutzt er Social Media. Aus dem Schulbuch sucht er dazu heraus, was wichtig ist. Im nächsten Schritt erstellt er einen neuen, privaten Instagram-Account, nennt ihn etwa „Latein 13. März“. Als „visueller Lerntyp“ sucht Hadrigan sich dann etwa im Netz ein Bild von Cicero heraus, lädt es auf Instagram hoch und schreibt die wichtigsten biografischen Fakten dazu. „Wenn man das mit dem ganzen Stoff macht, hat man schon mal einen riesigen Schritt in die richtige Richtung gemacht: Man hat sich mit dem Stoff befasst, hat ihn vereinfacht und strukturiert und an einem Ort gesammelt.“ Mittels Snapchat festigt er das Wissen, dort fragt ihn ein Lernpartner ab. Komplettiert wird das durch Whatsapp, das bei Hadrigan als „administrative Basis“ etwa zur Organisation von Lerngruppen genutzt wird. Damit das funktioniert und man sich beim Lernen auf Social Media wirklich aufs Lernen konzentriert, müssen die Accounts aber privat sein, sagt Hadrigan. „Das ist ganz wichtig. Man muss sich einen virtuellen Ort erstellen, an dem keine Ablenkung ist.“

Lerninhalte lesen, das Wichtigste zusammenfassen, wiederholen, sich gegenseitig abfragen – das sind keine neuen, bahnbrechenden Erkenntnisse. Früher machte man das mit Lernkarten, Schaubildern oder in Lerngruppen. Auch Benjamin Hadrigan hat zunächst mit Karteikarten gearbeitet, sie dann aber öfters verschlampt und etwa in der Waschmaschine wiedergefunden. Also ist er erst auf Fotos und von dort auf die sozialen Netzwerke umgestiegen.

Aus den praktischen Überlegungen ist für Hadrigan inzwischen eine tiefe Überzeugung geworden: „Die Welt hat sich rasant geändert“, findet er – jeder hat nun mal inzwischen ein Smartphone. Warum also nicht den Schülern entgegenkommen, an die Orte gehen, wo sie sich wohlfühlen, die sie bisher aber nur zur Unterhaltung nutzen?

Schlechte Schüler werden durch digitale Medien abgelenkt

Wenn Hadrigan über seine Ideen spricht, tut er das mit einem sympathischen, jugendlichen Eifer. Andere, wie die Medienpädagogin Paula Bleckmann, sind da etwas zurückhaltender. Im Gespräch mit dem Deutschlandfunk sagte sie, man müsste nun eine „Technikfolgenabschätzung“ machen. Heißt, man untersucht wissenschaftlich, ob Social Media

beim Lernen wirklich etwas taugen. Dass alles durch Social Media nur besser werde, glaubt Bleckmann nicht. Sie sieht zwar bei älteren Schülern Potenzial, aber gerade schlechte Schüler würden stark durch digitale Medien abgelenkt. Auch das Alter spielt eine Rolle, zeigt eine Untersuchung der Uni Leipzig: Werden Kinder schon sehr früh mit Smartphones oder anderen Bildschirmen für mehrere Stunden allein gelassen, zeigen sich später Lernschwierigkeiten – vor allem in Mathe.

Für den jungen Österreicher führt dagegen kein Weg zurück. Im Endeffekt, so ist sich der 17-Jährige sicher, wird auch seine Methode nicht alles richten. Das Lernen mit Social Media ist quasi nur eine Optimierung für ein völlig veraltetes System, meint er. Hadrigan fordert: „Das Schulsystem muss radikal geändert werden.“ Eine Möglichkeit könnte das Lernen mit Videos statt mit Lehrern sein. Seine Wunschvorstellung: eine beinahe komplett digitale Schule.

Info Benjamin Hadrigan: „#Lernsieg. Erfolgreich lernen mit Snapchat, Instagram und Whatsapp“. Edition a. 224 Seiten, 20 Euro.



So wird die Stereoanlage fit fürs Streaming

Viele alte Musikanlagen klingen zwar noch richtig gut, beherrschen das Streaming aber nicht. So rüstet man sie um

Von Julian Hilgers

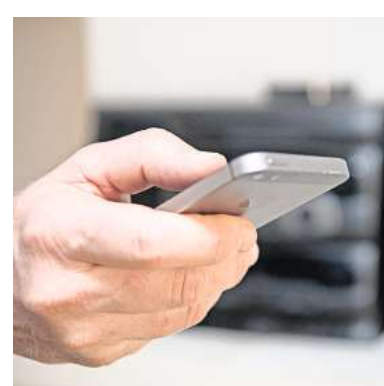
Schallplatten, Kassetten und selbst CDs verstauben inzwischen im Regal. Wer etwas von seiner Lieblingsband oder auch Neues hören möchte, dem liegt die ganze Welt der Musik gesammelt auf großen Servern zu Füßen – jederzeit abrufbar. Dafür lohnt es sich, die alte Stereoanlage fürs Streaming aufzurüsten.

Der einfachste und günstigste Weg, dies zu tun, ist ein sogenannter Bluetooth-Adapter. Er wird über ein Klinke- oder Cinch-Kabel mit der Musikanlage verbunden und kann bequem mit dem Streaminggerät, also einem Laptop, Tablet oder Smartphone, verbunden werden. Die Installation eines solchen Adapters ist eine Minutensache, auch die Kosten sind überschaubar. Die Prei-

se starten bei etwa 20 Euro. Wer einen Bluetooth-Adapter anschafft, sollte grundsätzlich auf die neueste Version des Standard setzen, der aktuell gerade 5 lautet.

Die Qualität der Musik wird durch die Übertragung in den meisten Fällen jedoch schlechter. „High Resolution funktioniert über Bluetooth nicht“, erklärt Jörg Dames, Herausgeber des Online-Hi-Fi-Magazins „Fairaudio“. Zudem beträgt die Reichweite des Bluetooth-Funks maximal zehn bis zwölf Meter.

Für den Durchschnittsmusikhörer reicht ein Bluetooth-Adapter zwar allemal, Musikliebhaber brauchen im Zweifel aber eine höherwertige Variante, die übers WLAN läuft. Auch hierfür gibt es Lösungen, die WLAN-beziehungsweise Streamingadapter, -boxen oder -bridges



Die meisten Streamingadapter, aber auch alle Streamingdienste lassen sich via Smartphone-Apps steuern.

FOTO: ANDREA WARNECKE/DPA

genannt werden und ab 40 Euro zu haben sind. Neben analogen Klinke- oder Cinch-Ausgängen haben

diese Geräte oft auch digitale Audioausgänge. Großer Unterschied zu den Bluetoothadaptern: Die WLAN-Lösungen streamen selbst. Qualitätsverluste durch die Übertragung gibt es nicht. Gesteuert werden Streamingadapter meist per App.

Manche Hi-Fi-Hersteller haben auch Netzwerkplayer oder -streamer, mit denen die Anlage ergänzt werden kann, im Angebot. Im Prinzip sind das auch WLAN-Adapter, nur eben in Gestalt eines Einzelbausteins mit Display und Bedienung direkt am Gerät sowie mehr Funktionen und Schnittstellen – etwa einem Anschluss für Netzkabel (LAN). Im Vergleich zum WLAN-Empfang ermöglicht dieser eine stabilere und oft auch schnellere Verbindung. Netzwerkplayer las-

sen sich klassisch per Fernbedienung und fast immer auch per App steuern. Sie sind aber nicht ganz billig. „Weniger als 300 Euro sollte man nicht ausgeben, wenn man dauerhaft Spaß haben will“, rät Experte Karl Berkner vom Hi-Fi-Magazin „Audiophil Online“. Für Musikenthusiasten sei ein Netzwerkplayer die beste Wahl. Je nach verbautem Digital-analog-Wandler (D/A-Wandler oder DAC) könne die Klangqualität im Vergleich zu einfachen Adaptern noch einmal deutlich besser ausfallen – gerade in Verbindung mit Streamingdiensten, die Musik in HD-Qualität liefern.

So ein Aufwand passt besser ins Gesamtkonzept, wenn auch die Anlage hochwertig ist. Wer nur die Alltagsanlage fit fürs Streaming machen will, liegt mit Adaptern richtig.